

MANFRED L. PIRNER

Leben braucht Gemeinschaft

Theologische Aspekte zum Verhältnis von Individualität und Sozialität heute

Vorsicht vor schnellen (Vor-)Urteilen!

Wir haben es gerne einfach und übersichtlich. Auch Christen und Theologen neigen manchmal dazu. Wir meinen zu wissen, was unsere Welt so marode macht: Zu den vielen negativen Schlagworten, die wir von Kulturkritikern, Soziologen und Philosophen übernehmen, gehören unter anderem Individualisierung, Pluralisierung, Säkularisierung, Mediatisierung. Und wir meinen zu wissen, was diese Welt braucht: neuen Gemeinschaftssinn, Einheitsgefühl, einen neuen Sinn für Religion, Authentizität. Doch bei genauerem Hinsehen ist es so einfach leider nicht. Der oftmals gescholtene Individualismus hat ja doch zumindest auch christliche Wurzeln und gründet auf dem unendlichen Wert, den Gott – nach der Verkündigung Jesu – jedem einzelnen Menschen beimißt, so daß er jede einzelne Seele mit unendlicher Liebe sucht (vgl. Lk. 15). Der gesellschaftliche Pluralismus läßt sich, zumindest von einer Perspektive aus, als Folge eines – auch aus der christlichen Tradition begründeten – Verzichts auf totalitäre Machtstrukturen und Ideologien verstehen. Die sogenannte Säkularisierung im Sinn einer sich immer mehr ausbreitenden Religionslosigkeit hat sich religionssoziologisch in erster Linie als eine – auch innerchristlicher kritischer Tradition verbundene – Ablehnung der Institution Kirche entpuppt, während andererseits die Suche nach Spiritualität und – im Gegensatz zur als starr und anonym empfundenen Volkskirche – erfahrbarer religiöser Gemeinschaft zunimmt. Und auch die von manchen als Mediatisierung-beklagte Erscheinung, daß wir heute einen Großteil unserer Erfahrungen aus den Massenmedien beziehen und so angeblich vor dem

Fernseher oder Computer vereinsamen, muß differenzierter beurteilt werden. Die Bedeutung der Medien für neu entstehende Gemeinschaften und Gemeinschaftsformen ist in jüngster Zeit verstärkt erkannt worden: Star-Trek- oder Akte-X-Fans schließen sich zu Fanclubs zusammen, in Kneipen oder an Straßenecken unterhält man sich über die neuesten Entwicklungen in der »Lindenstraße«, und per E-Mail und Internet entstehen anderweitig kaum vorstellbare Diskussionsgruppen, Freundschaften und »virtuelle Gemeinschaften«. Gerade auf dem Land bieten die technischen Medien nach wie vor eine nicht zu unterschätzende Chance, soziale Kontakte zu knüpfen und zu unterhalten sowie mit der Gesellschaft insgesamt in Verbindung zu bleiben, sich als Teil einer größeren Gemeinschaft zu fühlen.

Auf der anderen Seite: Welchen Wert haben Gemeinschaftssinn und Einheitsgefühl, wenn sie auf Kosten der Ausgrenzung Andersdenkender, Andersfarbiger oder Andersgläubiger gehen? Stehen nicht auch religiöse Gemeinschaften und kirchliche Kreise immer wieder in der Gefahr, sich abzuschließen oder sich als etwas Besseres zu fühlen? Und ist es nicht besser, manche Kinder und Jugendliche erfahren auf »mediatisiertem« oder »parasozialem« Weg – zum Beispiel durch das Fernsehen –, wie ein intaktes Familienleben aussehen kann, als allein auf ihre zum Teil erbärmlichen »authentischen« Familienerfahrungen zurückgeworfen zu sein?

Zugegeben: Dies sind etwas pointiert-kontrapunktische Akzente, aber es geht mir hier und im folgenden darum, nicht lediglich kulturkritische Schlagworte christlich-theologisch zu unterfüttern. Ich möchte statt dessen fragen,

welche Erkenntnisse und Erfahrungen aus der biblisch-christlichen Tradition für unser Zusammenleben, für spezifisch christliche sowie für nichtchristliche Formen von Gemeinschaft, wichtig sind, ihnen Impulse geben oder auch sie in Frage stellen können und einige solche Aspekte herausstellen, die mir für die gegenwärtige geistesgeschichtliche und gesellschaftliche Situation, in der wir uns befinden, besonders bedeutsam erscheinen.

Der vertrauenswürdige Gott als Begründer von Gemeinschaft

Daß jegliche Gemeinschaft eine religiöse Tiefendimension besitzt, wird plausibel, wenn man das Vertrauen als den »inneren Sinn« der Gemeinschaftsbezogenheit (Sozialität) des Menschen versteht. Vertrauen als die Erwartung, daß mir zum Leben geholfen wird, entwickelt sich, wie wir alle wissen, nicht von selbst, sondern kann auch verfehlt, enttäuscht und mißbraucht werden. Die jüdisch-christliche Vorstellung von einem Gott, der den Menschen aus Liebe ins Dasein ruft und unbedingt vertrauenswürdig ist, begründet so gesehen seine Vertrauens- und Gemeinschaftsfähigkeit und ermöglicht ein Vertrauen auch gegen möglicherweise andersartige Alltagserfahrungen.

Vertrauens- und Gemeinschaftsfähigkeit bildet auch die Grundlage aller Moral. »Ohne die Bereitschaft, konkrete Gemeinschaft einzugehen und zu bewahren, läßt sich aus den Ideen der Freiheit und Gleichheit keine verbindliche moralische Norm, insbesondere auch kein verbindlicher Begriff von Gerechtigkeit entwickeln«. Wolfhart Pannenberg, von dem dieses Zitat stammt, sieht in der Begründung dieser Bereitschaft zur Gemeinschaft die entscheidende Funktion der Religion für die Ethik.

Der Gott der Geschichte in Ritualen und Geschichten

Auf welche Weise »erzeugt« die Religion die Bereitschaft zur Gemeinschaft? Die jüdische

und die christliche Religion verlassen sich auf einen Gott, der in die Geschichte eingreift, dessen Handeln in der Geschichte erfahren wurde. Diese Erfahrungen sollen deshalb an die Kinder und Kindeskinde weitergegeben werden. Das geschieht durch bestimmte Rituale – meist im Rahmen von Festen – und durch Erzählungen. Typisch ist hier die Anweisung zum Pessachfest in Ex. 12, 26 f: »Und wenn eure Kinder fragen: Was bedeutet diese Feier? Dann sagt: Es ist das Pessach-Opfer zur Ehre des Herrn, der in Ägypten an den Häusern der Israeliten vorüberging, als er die Ägypter mit Unheil schlug, unsere Häuser aber verschonte.«

Gemeinsame Rituale und charakteristische (meist mythologische) Erzählungen begründen Gemeinschaft, weil sie auf einen Sinnhorizont verweisen, in den die Fragen nach dem Woher, Wozu und Wohin einbezogen sind. Wollen wir neuen Gemeinschaftssinn wecken und neue Formen der Gemeinschaft finden, dann sollten wir vor allem nach tragfähigen charakteristischen Erzählungen und ausdrucksstarken rituellen Vollzügen Ausschau halten.

Für den christlich-kirchlichen Bereich wäre zu fragen, wie Geschichten aus der Tradition heute wieder erzählbar gemacht werden können, welche neuen Geschichten – vielleicht auch aus Büchern oder aus dem Fernsehen – sich im Sinne dieser Tradition erzählen lassen, und welche gemeinsamen, an die »Kernrituale« von Taufe und Abendmahl anschließenden symbolischen Handlungen und Gewohnheiten sich finden lassen, von denen und mit denen wir leben können. Negativ formuliert: Es geht nicht in erster Linie darum, die Gemeinschaft als solche – etwa die Kirche – in den Mittelpunkt zu stellen und für sie zu werben, sondern im Zentrum müßte die Verbreitung gemeinschaftseröffnender und -tragender Erzählungen und Rituale stehen, die ein »Vordringen zu der verschütteten Relevanz Jesu für das Leben in der gegenwärtigen Welt« (Ebeling) ermöglichen.

Der identitätsstiftende Gott

Neuere humanwissenschaftliche Befunde haben unterstrichen, was schon Martin Buber prägnant formuliert hat: »Im Anfang ist die Beziehung.« Und: »Der Mensch wird am Du zum Ich.« Auch und gerade Individualismus und gesellschaftlicher Pluralismus sind nur unter der Voraussetzung einer Gemeinschaftserfahrung möglich. »Denn das Selbstbewußtsein, die eigene Lust am Entdecken und Entscheiden, die Initiative zum Handeln und Gestalten wächst in der Begegnung mit Gemeinschaft. Der Mensch erfährt sich erst in der Sozialität als selbst denkender als selbst fragender, als selbst entscheidener Mensch.« (Jetter, 1989)

Den humanwissenschaftlichen Erkenntnissen entspricht die biblisch-christliche Botschaft von der Gemeinschaftsbeziehung zwischen Mensch und Gott, die noch vor aller menschlichen Beziehung besteht. Gott wird hier als das ursprüngliche, identitätsermöglichende »Du« für jeden Menschen verstanden. Gehört Gott zur Wirklichkeit des Heranwachsenden, so wird auch seine Identitätsentwicklung durch die »Gemeinschaft« mit ihm geprägt werden. Als der »ganz Andere« fordert der christliche Gott durch seine Liebe und Nähe einerseits sowie durch seine Unbegreiflichkeit und Ferne andererseits zur Auseinandersetzung auf, und diese Auseinandersetzung kann – gerade auch durch die im christlichen Gottesbild angelegten Spannungen – die Entwicklung einer reifen, zugleich ich-starken und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit fördern.

Für die Entwicklung einer solchen christlichen Identität – und das bedeutet vor allem: für die Entwicklung des Glaubens – ist das Individuum auf die bereits bestehende Glaubensgemeinschaft angewiesen. Dies gilt auch für den Individualisten, der meint, seinen christlichen Glauben ohne Kirche und konkrete gemeindliche Bezüge leben zu können, denn: Ohne die Weitertradierung der biblischen Botschaft, ohne ihre Interpretation und Aktualisierung durch die »Kommunikationsgemein-

schaft« Kirche wäre auch der Individualist der biblisch-christlichen Botschaft nie begegnet. »Wer mit dem Glauben in Berührung gekommen ist, befindet sich schon im Wirkungsbereich der Kirche. Sie ist nicht der nachträgliche und zusätzliche Zusammenschluß der Glaubenden, sondern diejenige geschichtliche Wirklichkeit, die dem, der zum Glauben kommt, immer schon vorausliegt und ihn als Glaubenden in sich einbezieht. So entschieden das Glauben selbst Sache des einzelnen ist, geht es doch aus einem Kommunikationsgeschehen des Glaubens hervor und nimmt seinerseits daran teil.« (Ebeling)

Der Gott der teilnehmenden Liebe

Wir kommen nicht nur von der Gemeinschaft her, sondern sind auch für Gemeinschaft bestimmt – dies gilt allgemein-anthropologisch wie auch christlich-theologisch. »Alles wirkliche Leben ist Begegnung«, schreibt Martin Buber. Was in Jesu Leben und Sterben am Kreuz vorbildhaft deutlich wurde, haben die ersten Christen und seitdem viele in seiner Nachfolge praktiziert und erfahren: Im Anteilnehmen am Leben anderer, an ihrer Freude und ihrem Leid kann ich den anderen als von Gott geschaffenes und geliebtes Geschenk entdecken und werde vom anderen als Bereicherung des eigenen Lebens erfahren. In Jesus hat Gott gezeigt, daß solches Anteilnehmen im Helfen und Mitleiden zu seiner größten Tiefe kommt. Im Vertrauen darauf, daß Gott an meinem Leben in dieser Weise Anteil nimmt, werde ich dazu befreit, an anderen Anteil zu nehmen, sie wichtig und ernst zu nehmen und nicht lediglich als Erfüllungsgehilfen für die eigenen Bedürfnisse zu benutzen.

Nicht jede Art von Gemeinschaft wird man mit solch hohen Erwartungen überfordern dürfen, aber dennoch zeigt sich der Wert einer Gemeinschaft vor allem darin, inwieweit die Menschen in ihr wirklich Anteil aneinander nehmen; und die »Nagelprobe« für die Tragfähigkeit einer Gemeinschaft ist der in ihr praktizierte Umgang mit dem Leid des anderen.

Dabei kann sich in manchen Fällen eine gewisse Anonymität oder »Mediatisierung« durchaus positiv auf die Tiefe einer Beziehung auswirken, so etwa in der Brief-, Telefon- oder Internet-Seelsorge.

Auf der anderen Seite ist das »Dasein für andere« eben nicht nur ein aus dem Indikativ des Daseins Gottes für mich ableitbarer Imperativ, sondern es hat gleichsam einen »regenerativen« Aspekt: Ich erfahre dieses »Dasein für andere« als beglückende Bereicherung meines Daseins, als identitätsstärkendes Gefühl, gebraucht zu werden und meine Begabungen und Fähigkeiten sinnvoll einsetzen zu können: Wer sein Leben losläßt und einsetzt für andere, der wird es finden. *»Man kann einem Menschen oft keinen größeren Dienst erweisen, als ihm sinnvolle Aufgaben anzuvertrauen und ihm das Bewußtsein zu geben, gebraucht zu sein«* (Ebeling). Eine Gemeinschaft, die dieses Bewußtsein vermitteln kann, wird auch heute auf Interesse und die Bereitschaft stoßen, sich auf sie einzulassen.

Der Gott der befreienden Liebe

Der Gott der jüdisch-christlichen Überlieferung begründet nicht nur die »natürlichen« Gemeinschaftsformen – Partnerschaft, Familie, Volk – sondern er ruft auch immer wieder Menschen aus diesen heraus in eine neue Gemeinschaft. Angesichts des nahenden Reiches Gottes hat Jesus selbst seine Familie verlassen und all jene als seine Brüder und Schwestern bezeichnet, die Gottes Willen tun (Mth. 12,50). Die Einschränkung des göttlichen Heilshandelns auf das Volk Israel hat er durchbrochen, indem er mit Samaritern und Römern verkehrte.

Gegen die Gefahr von Gemeinschaftsideologien von Familien- oder Volksegoismen weitet christliches Gemeinschaftsverständnis somit den Blick für den Anderen, den Fremden. Sowohl im Judentum wie im Christentum nimmt die Aufforderung zur Fremdenfreundlichkeit eine zentrale Stellung ein. Bei Jesus wird der fremde, andersgläubige Samaritaner zum Vorbild für gottgefällige Nächstenliebe

(Lk. 10). Im Auftrag des Auferstandenen »*Geht hin in alle Welt*« (Mth. 28) wird der universelle Heilswille Gottes unterstrichen, der alle Grenzen partikulärer Gemeinschaften sprengt und das Christentum von Anfang an multikulturell macht. Dies bedeutet für ein christliches Gemeinschaftsverständnis ...

- erstens die prinzipielle, Grenzen und Vorurteile überwindende Offenheit gegenüber »Außenstehenden«. Dies schon deshalb, weil die »Gemeinschaft der Glaubenden« immer nur als prozeßhaft-dynamisch verstanden werden kann: »Glaubende« sind in diesem Sinn Menschen, die unterwegs sind zum »wahren« Glauben (und ihn nicht etwa schon »haben«), Menschen, die nach Gott suchen und fragen.
- Die grenzensprengende, befreiende Liebe Gottes impliziert zweitens die Weitung des Blicks für die großen Gemeinschaften: die, die wir »Gesellschaft« nennen, sowie die, die wir als »Weltgemeinschaft« bezeichnen. Nach christlichem Verständnis bleiben Individualismus und (auf die konkrete Gemeinschaft bezogener) Partikularismus ohne eine universalistische gesellschaftliche und weltpolitische Verantwortung einbeziehende Perspektive immer einseitig.

Der erlösende und vollendende Gott

Nach den christlichen Erzählungen von der Rechtfertigung und der Eschatologie ist es Gott allein, der den Menschen erlöst hat und einmal vollständig erlösen wird von den Gebrochenheiten, Fehlerhaftigkeiten und Unvollkommenheiten seiner Existenz. Die Gemeinschaft kann deshalb nie als rettendes Allheilmittel für die Defizite des einzelnen oder der Gesellschaft mißverstanden werden. So wichtig der Gemeinschaftsbezug für den Menschen ist, und so sehr eine aus den Quellen christlichen Glaubens lebende Gruppierung eine Vorahnung der vollkommenen Gemeinschaft in Gott vermitteln kann, so entscheidend ist es dennoch festzuhalten, daß unser Heil nicht in der Gemein-

schaft, sondern in Gott selbst begründet liegt, und daß jede gelebte Gemeinschaft immer einen fragmentarischen und vorläufigen Charakter besitzt. Dieses Wissen befreit vor Überfrachtungen und überzogenen Erwartungen gegenüber Gemeinschaftsbeziehungen; man denke etwa an die Liebesbeziehung, von der heute häufig aller Sinn und – vor allem im sexuellen Bereich – möglichst perfektes »Funktionieren« erwartet wird; oder an überfordernde Erwartungen an die Kirchen. Dieses Wissen kann auch vor ideologischen Überhöhungen der Gemeinschaftsidee, wie etwa in der völkischen Bewegung in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, bewahren.

Dieses Wissen ist aber darüber hinaus wichtig, um die Bereitschaft zur Gemeinschaft und zur Verbindlichkeit zu stärken. Das christliche Bild vom Menschen als »Sünder« kann zu einem gesunden Realismus verhelfen, der mit den Schwächen und Grenzen der anderen rechnet, sie aber trotzdem nicht aufgibt, weil er um die eigene Schwachheit und Vergebungsbedürftigkeit weiß. Das kann bedeuten, eine Beziehung auch dann aufrecht zu erhalten, wenn es schwierig wird, also zum Beispiel in der Kirche oder in einer bestimmten Gemeindegruppe zu bleiben, obwohl es dort manchmal »erbärmlich menschlich« zugeht. Das kann aber auch bedeuten, eine Gemeinschaftsbeziehung zu beenden, weil realistischere Weise eingestanden werden muß, daß ihre Fortsetzung eine Überforderung für den einzelnen oder die Gemeinschaft darstellen würde. Auch christliche Gemeinschaft ist keine »Gemeinschaft um jeden Preis«; gerade das Sich-aufgehoben-wissen bei Gott bewahrt davor, sich in Abhängigkeit von bestimmten Gemeinschaften zu begeben. Es befreit auch dazu, gegen den Strom einer konkreten Gemeinschaft oder der Gesellschaft insgesamt zu schwimmen. Hier ist nach wie vor lesens- und bedenkenswert, was Dietrich Bonhoeffer zum Unterschied zwischen »geistlicher« und »seelischer« Gemeinschaft geschrieben hat (Bonhoeffer, 1979).

Der trinitarische, schöpferische Gott als Sinn-Bild für Gemeinschaft

Pluralität gehört nicht nur von Anfang an zum äußeren Erscheinungsbild der christlichen Religion in ihren verschiedenen Gruppierungen und Richtungen dazu, sondern kann theologisch als in der Vorstellung vom dreieinigen Gott begründet verstanden werden: Gerade in der Gewißheit seiner Einheit mit Gott-Vater konnte sich Jesus von diesem in freier Selbstbegrenzung klar und deutlich unterscheiden; er lehnte es ab, wie Gott sein zu wollen – in der Bibel die Ur-Beschreibung für Sünde – und wurde gerade so eins mit Gott. Und andererseits: Der christliche Gott ist kein selbstgenügsamer, monistisch in sich ruhender Gott, sondern er offenbart sich als ein in sich selbst beziehungsreicher Gott, der nicht für sich allein bleiben will, sondern eigenständig-selbständiges Leben schafft und es zur Gemeinschaft mit sich und untereinander bestimmt.

Der trinitarische, schöpferische Gott kann so selbst ein Sinn-Bild dafür sein, daß Freiheit und Gemeinschaft, Individualität und Sozialität, Pluralität und Einheit dialektisch zusammengehören: Das eine ist jeweils ohne das andere nicht zu haben. Hierher gehört die Feststellung Bonhoeffers, daß Gemeinschaftsfähigkeit und die Fähigkeit, allein sein zu können, zusammengehören. (*»Wer nicht allein sein kann, der hüte sich vor der Gemeinschaft. Wer nicht in der Gemeinschaft steht, der hüte sich vor dem Alleinsein.«*.) Hierher gehört aber auch die Bereitschaft, die plurale Vielfalt christlicher Glaubens- und Gemeinschaftsformen als Reichtum unserer Tradition zu entdecken und für heute weiterzuentwickeln angesichts der Pluralität unserer ausdifferenzierten Gesellschaft und der vielfältigen Bedürfnisse der in ihr lebenden Menschen.

Denn für sie alle gilt das prägnante Diktum von Jan Magnus Bruheim:

Dasein ist viel. Dazugehören ist mehr. ■